

Wenn das Kind die betrunkene Mutter ins Bett bringt

Biel Kinder von alkoholsüchtigen Eltern sind oft überangepasst – und leiden im Stillen. Das will Stéphanie Meier vom Blauen Kreuz in Biel ändern. Sie unterstützt suchtblastete Familien und erzählt im Interview aus dem Beratungsalltag.

Interview: Vanessa Naef

Die Zeiten der offenen Drogenszene auf dem Platzspitz in Zürich sind längst vergangen, doch Suchterkrankungen wie Alkoholabhängigkeit sind nach wie vor ein Problem, auch wenn sie weniger sichtbar sind. Mitbetroffen sind auch Angehörige von Suchterkrankten. Stéphanie Meier, Heil- und Sozialpädagogin beim Blauen Kreuz in Biel, ist zuständig für das Angebot «Sucht in der Familie». Seit einem Jahr berät sie Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im ganzen Kanton.

Stéphanie Meier, die Organisation Sucht Schweiz schätzt, dass 100 000 Kinder in einer suchtblasteten Familie leben.

Stéphanie Meier: Die Zahl der Betroffenen in der Schweiz ist wohl grösser, ich gehe von einer Dunkelziffer aus. In manchen Familien kommt es nie zur Sprache. Ich habe gerade einen Fall, bei dem es lange ging, bis ein Arzt die Person nicht nur fragte: «Trinken Sie?», sondern «wie viel trinken Sie? Sie müssen aufhören.» Für die Angehörigen ist es eine Erleichterung, wenn die Erkrankung erkannt wird.

Kommt es häufig vor, dass das Umfeld es nicht merkt, wenn ein Kind ein alkoholsüchtiges Elternteil hat?

In der Schule sind betroffene Kinder und Jugendliche oftmals angepasst. Klar werden manche auffällig und kommen nicht mehr in den Unterricht – dann kann man reagieren. Aber oft sind die Kinder überangepasst. Sie lernen zuhause, dass es besser ist, wenn sie sich still halten, dann passiert nichts. Oder sie übernehmen früh viel Verantwortung.

Was macht das mit den Kindern?

Eine solche Rollenkehr ist nicht kindgerecht. Es darf nicht sein, dass ein Kind die Verantwortung für jüngere Geschwister übernimmt, Zmittag macht, die betrunkene Mutter ins Bett bringt. Es vernachlässigt dann vielleicht Schulaufgaben. Oder verschläft, weil es niemand weckt. Die Kinder und Jugendlichen nehmen dies dann oft als ihre Realität wahr, für sie ist es das Normale. Das hinterlässt Spuren bis ins Erwachsenenalter. Diese Muster sind schwierig zu durchbrechen.

Was geschieht, wenn ihnen bewusst wird, dass es bei anderen anders läuft?

Die Kinder aus suchtblasteten Familien kommen in ein Dilemma, einen Loyalitätskonflikt. Einerseits geht es ihnen nicht gut mit der Situation. Andererseits sind sie gehemmt, darüber zu erzählen, denn es kann sich wie ein Verrat an den Eltern anfühlen.

Im Zentrum der Aktionswoche über Kinder in suchtblasteten Familien standen Gefühle: Wut, Angst, Verantwortung, Misstrauen und Scham. Woher kommt die Scham?

Viele beschämt es, Gspändli nach Hause zu nehmen. Kann ich meine Freunde einladen, wenn der Vater betrunken auf dem Sofa liegt, komische Sachen sagt? Vielleicht stapelt sich das Geschirr, vielleicht haben wir kein Zvieri, denkt das Kind. Das alles kann Scham hervorrufen. In einem Dorf, wo sich alle kennen, kann die Scham noch grösser sein als in einer anonymen Stadt.

Welche Auswirkungen hat es auf das spätere Leben, wenn ein Kind in einer suchtblasteten Familie aufwächst?

Das Risiko, selbst eine Sucht zu entwickeln oder psychisch krank zu werden, ist sechsmal höher. Es ist ein Risiko,



Ofte geht vergessen, das besonders Kinder leiden, wenn ein Elternteil suchtkrank ist (Symbolbild). ADOBE STOCK



Stéphanie Meier
Suchtberaterin

muss aber nicht so enden. Es kommt auch auf den weiteren Lebenskontext an: Gerät ein Jugendlicher selbst in ein ungutes Umfeld? Auch suchtkranke Eltern können aber ihren Kindern viel Gutes mitgeben. Wenn sie sich das Problem eingestehen und sich Hilfe holen, zum Beispiel.

Was könnte die Kinder weiter bestärken?

Ein Schutzfaktor kann sein, wenn ein Vater oder eine Mutter trotz der Sucht den Kindern vermittelt, dass er oder sie das Kind gerne hat. Vor allem: «Du bist wichtiger als der Alkohol». Es passiert

oft, dass das Kind das Gefühl hat, der Alkohol stehe über allem. Ein geregelter Alltag hilft: Mahlzeiten, Schule. Personen, mit denen das Kind sprechen kann, wenn es ihm nicht gut geht – die erweiterte Familie, Freunde, Schulsozialarbeiter oder Nachbarn, die die Situation richtig einschätzen.

Wer meldet sich bei Ihnen?

Manche jungen Leute kommen alleine. Und wir begleiten ganze Familien intensiv. Oft ist es so, dass uns die Beraterinnen und Berater aus den regionalen Fachstellen kontaktieren – im Einverständnis mit den Eltern. Es ist viel wert, wenn ihr Wohlwollen da ist.

Was wollen Sie erreichen mit Ihren Beratungen?

Wir vermitteln Wertschätzung und wollen die Eltern in ihrer Elternrolle unterstützen. Es geht nicht darum, ihnen diese abzusprechen. In unseren Beratungen erleben wir es bisher so, dass man sich in der Regel bei den Anliegen der Kinder findet – denn die Eltern wollen das Beste für ihr Kind.

So ideal läuft es vermutlich nicht immer?

Es gibt natürlich Ausnahmen. Manchmal haben wir mit Familien zu tun, die mitten in einer Krise stecken. Und es ist unsere Aufgabe, das Kindeswohl abzuschätzen. Dann geht es auch um die Zusammenarbeit mit den Behörden. Viele Eltern fürchten, dass ihnen die Kinder gleich weggenommen werden. Das wollen wir nicht. Viele melden sich aber genau deshalb nicht.

In manchen Fällen bleibt wohl nichts ausser Fremdplatzierung?

Das ist das allerletzte Mittel, nachdem bessere Lösungen nicht umsetzbar sind. Die Kinder wollen in der Regel bei den Eltern sein, und wenn diese kooperativ sind, ist vieles möglich. Wir arbeiten mit den Schulen, Sozialarbeitenden, mit Sozialdiensten, der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb). Dabei versuchen wir zu vermitteln und gemeinsam den besten Weg zu finden. Wenn es notwendig wird, machen wir eine Gefährdungsmeldung, im Idealfall mit dem Einverständnis der Eltern.

«Es ging lange, bis ich sagen konnte, dass mich das hässig macht»

Alexie Burri war kein Kind mehr, als ihr Vater in die Sucht abrutschte. Doch bereits in ihrer Kindheit ist ihr familiäres Umfeld masslos mit Alkohol umgegangen.

«Als mein Vater und meine Stiefmutter alkoholabhängig wurden, war ich schon fast erwachsen. Im Familienumfeld wurde aber immer schon übermässig getrunken, vor allem an den Familienfesten. Ich habe das zuerst nicht hinterfragt. Obwohl es immer wieder eskaliert ist und Streit gegeben hat. Das hat mich belastet. Als ich 13 Jahre alt war, hiess es von Verwandten: «Es ist Zeit, dass du trinken lernst.» Sie füllten mich ab, und alle fanden es lustig. Ich fühlte mich miserabel. Ich merkte, das ist irgendwie krank. Ich stellte mich dann gegen Alkohol, und galt in der Familie nicht mehr als «normal». Man durfte aber nie sagen, dass an den Festen etwas schief läuft. Und alle fuhren nachher mit den Kindern alkoholisiert im Auto nach Hause. Ich hätte mir gewünscht, dass meine Mutter mich in solchen Situationen schützt. Es ging lange, bis ich sagen konnte, dass mich das hässig macht. Ich bin heute selbst Mutter und würde das nie zulassen. Ich muss eher aufpassen,

dass ich meine Kinder nicht überbehüte. Meine Grosseltern haben mich nie verurteilt wegen meiner Haltung zum Alkohol. Bei ihnen im Seeland fühlte ich mich wohl. Gerade für Kinder und Jugendliche aus suchtblasteten Familien ist es wichtig, einen Schutzort zu haben. Dass ich diesen Ort hatte, hat vielleicht geholfen, mich vor einer Sucht zu bewahren. Und: Es ist wohl kein Zufall, dass ich heute im Sozialbereich arbeite.

Nach dem Tod meiner Mutter stürzte mein Vater ab. Sein Konsum, schon vorher am Limit, wurde unkontrolliert. Er kam mit meiner Stiefmutter zusammen, die auch regelmässig abstürzte. Er trank 30 Bier am Tag und fand das normal, weil er ja erst nach 11 Uhr trinke. Die Beiden zogen sich gegenseitig nach unten. An diesem Punkt wurde mein Vater von den anderen in der Familie verurteilt – das eigene Verhalten haben sie aber nicht hinterfragt.

Das Umfeld, Nachbarn und die Polizei waren involviert, wenn es im Elternhaus eskalierte. Oder die Polizei fand meine Stiefmutter betrunken auf der Strasse, und sie riefen mich immer wieder an. Niemand hat gehandelt oder eine Gefährdungsmeldung gemacht. Ich spürte den Druck, dass wir erwachsenen Kinder

das Problem lösen sollen. Wir haben viele Hilfsangebote rausgesucht. Mit 30 Jahren machte ich endlich einen Schnitt, und sagte: «So, und jetzt müsst ihr eure Probleme alleine lösen.» Ich habe Glück, dass ich mich abgrenzen konnte und nicht abhängig wurde. Ich trinke auch mal einen Hugo. Aber mit Bier und Wein verbinde ich zu viele schlimme Geschichten.

Meine Tochter liebte ihren Grossvater. Doch durch die alkoholbedingte Demenz hat er manchmal vergessen, dass er Enkel hat. Für sie war das ganz schlimm. «Ich bin nicht wichtig für ihn, er weiss nicht, wer ich bin». Sie war letzte Woche an einem Anlass vom Blauen Kreuz mit dabei und hatte ein emotionales Gespräch mit Stéphanie Meier (siehe Interview). Ich



Alexie Burri
Betroffene,
Sozialarbeiterin

Erkennen die Eltern, dass ihre Sucht Auswirkungen auf die Kinder hat, oder wollen sie es vielleicht gar nicht wahrhaben?

Das ist unterschiedlich. Manche sind sich der Konsequenzen bewusst, und ihnen ist es wichtig, dass ihre Kinder in der Beratung Fragen stellen können. Oft erlebe ich auch ein Bagatellisieren. Die Erwachsenen sagen dann: «Ich trinke nur abends, wenn die Kinder im Bett sind.» Sie würden nichts mitbekommen. Doch da unterschätzt man die Kinder. Sie können es vielleicht nicht in Worte fassen, aber sie spüren, wenn der Vater oder die Mutter anders ist.

Gemäss Sucht Schweiz reagieren die Kinder unterschiedlich, je nach Geschlecht beispielsweise. Beobachten Sie das auch?

Ja. Es ist spannend, tatsächlich hatte ich bis jetzt vor allem mit jungen Frauen und Mädchen zu tun. Es ist auch meine Erfahrung, dass Buben und junge Männer sich eher rausnehmen aus der Thematik. Die Jungen haben dafür andere Herausforderungen, im Umgang mit Gefühlen wie Wut zum Beispiel. Die Mädchen übernehmen eher viel Verantwortung. Dann kommt es noch darauf an, ob es die Mutter oder der Vater ist, der konsumiert.

Was macht das den Unterschied?

In der Häufigkeit gibt es keinen Unterschied. Und ohne Geschlechterrollen zementieren zu wollen: In unseren Breitengraden ist doch recht häufig die Mutter zuhause und eher die erste Bezugsperson. Gerade wenn sie trinkt, bricht vieles ein.

Wie kann man vorgehen, wenn man vermutet, dass jemand im Umfeld ein Suchtproblem hat, und es den Kindern nicht gut geht?

Hinschauen und -hören. Dranbleiben. Sie können dem Kind Gesprächsangebote machen, je nachdem in welcher Beziehung Sie zu diesem stehen, und wie alt es ist. Es kann lange dauern, bis Betroffene Vertrauen fassen. Bei uns vom Blauen Kreuz und der Berner Gesundheit kann man nachfragen und das Vorgehen besprechen. Wir hören immer wieder von Betroffenen, dass sie sich gewünscht hätten, dass jemand da ist.

bin froh, konnte sie vor seinem Tod mit ihm Frieden schliessen, da hat er sie auch wieder erkannt. Stéphanie Meier konnte sie im Gespräch bestärken, dieses positive Bild mitzunehmen. Das zeigt mir, wie wichtig es ist, dass Kinder reden können. Wichtig wären nicht nur Fachpersonen, sondern auch Leute in der Familie, die da sind, um zu reden.

Ich bin mit einem blauen Auge davon gekommen. Aber es hat mich enorm belastet und es dauert lange, um Muster zu durchbrechen. Und ich spüre, dass ich selbst wegen gewisser Suchttendenzen vorsichtig sein muss. Bei mir ist es das Essen. Auch bei meinen Kindern muss ich darauf achten, obwohl es ihnen gut geht.

Bei meiner Arbeit im Sozialbereich merke ich, wie stigmatisiert das Thema in unserer Gesellschaft noch immer ist. Kinder und Jugendliche erzählen nicht einfach von sich aus. Ich kann ihre Bedürfnisse abholen – auch aus meiner eigenen Erfahrung heraus. Aber Veränderung zu bewerkstelligen ist herausfordernd. Wenn niemand hinsteht, und den Mund aufmacht, wird es schwierig. Deshalb erzähle ich hier meine Geschichte offen und ehrlich.»

Aufgezeichnet: Vanessa Naef